

Renate Werwigk-Schneider: „Ein bisschen Diktatur gibt es nicht“

Fluchten aus der Unfreiheit

Von Marko Martin

Deutschlandfunk Kultur, Lesart, 30.10.2025

Ein doppeldeutsches Schicksal, ein Buch-Dokument über die Zwangs-Mechanismen und Gefängnisse im SED-Staat – und eine Erinnerung daran, dass Freiheit mehr ist als nur ein Begriff.

Renate Werwigk-Schneider, Jahrgang 1938, führte bis 2003 eine Praxis als Kinderärztin im Westen Berlins. „Danach gab ich meinen Beruf auf, um gemeinsam mit meinem zweiten Mann das Leben zu genießen. Wir reisten häufig und hatten eine wunderbar glückliche und erfüllte Zeit zusammen.“

Das Erinnerungsbuch „Ein bisschen Diktatur gibt es nicht“ erzählt jedoch weniger von privaten Idyllen als von einem einstigen staatlichen Umfeld, das diese von Anfang an zu zerstören trachtete – damals in der DDR. Wegen ihrer Zugehörigkeit zur evangelischen Jungen Gemeinde und der Nicht-Mitgliedschaft in der Einheitsjugendorganisation FDJ hatte die Autorin bereits in ihrer brandenburgischen Kindheit und Jugend beträchtliche Ausgrenzung erfahren.

Viele Jahrzehnte später entdeckt sie in ihrer Stasi-Akte, wie man sie 1956 in der Oberschule von Königs Wusterhausen eingeschätzt hatte: „Die starken religiösen Bindungen des Elternhauses hinderten Renate bisher daran, für die gesellschaftliche Ordnung unserer Republik aktiv zu werden.“

Vom Menschenrecht auf freies Atmen

In der Familie im Örtchen Teuplitz hört man RIAS Berlin, erfreut sich an Friedrich Lufts Theaterkritiken, und Renate, der schließlich doch noch die Erlaubnis zu einem Medizinstudium erteilt wird, beginnt eine Korrespondenz mit dem in der Bundesrepublik lebenden und damals sehr bekannten Schriftsteller Manfred Hausmann.

Es sind nicht zuletzt solche gleichsam doppeldeutschen Geschichtssplitter, die dieses Buch derart eindringlich machen – und das schon bevor das „eigentliche Geschehen“ einsetzt. Renates Bruder nämlich flüchtet aus der DDR; sie und ihre Eltern versuchen im Jahr 1963 das gleiche, durch einen Tunnel an der Bernauer Straße in Berlin. Der Fluchtplan aber wird verraten, alle drei kommen ins Gefängnis, wissen monatelang nichts voneinander, werden in

Renate Werwigk-Schneider

Ein bisschen Diktatur gibt es nicht

Westend Verlag

208 Seiten

22 Euro

endlosen Verhören traktiert. Die Schilderungen der inzwischen 87jährigen Autorin über diese Zeit im Stasi-Gefängnis von Hohenschönhausen sind von beklemmender Intensität, ebenso wie ihr aus Dokumenten rekapituliertes „Draußen“. Denn dort berichtet die SED-Zeitung „Neues Deutschland“ unter dem Titel „Staatsfeinden eine gerechte Strafe“, wie im überfüllten Kultursaal von Teuplitz die Arztfamilie öffentlich zum Klassenfeind erklärt wird.

Als „Republikflüchtling“ in DDR-Gefängnissen

Aufgrund des horrenden Ärztemangels in der DDR werden die drei zwar 1965 vorzeitig entlassen, doch für Renate ist kein Bleiben mehr in einem solchen Staat. Ohne ihre seelisch gebrochenen Eltern ins Vertrauen gezogen zu haben, versucht sie 1967 mittels westlicher Fluchthelfer, während einer Bulgarien-Reise mit einem gefälschten Pass in die Türkei zu fliehen – und wird erneut gefasst.

Das Geheimdienstgefängnis in Sofia erweist sich dabei jedoch nur als eine Art Vorhölle; das Schlimmste erwartet sie, als sie in der DDR nach der Verurteilung in das gefürchtete Frauenzuchthaus im erzgebirgischen Hoheneck eingeliefert wird. Schwerstkriminelle, Kindermörderinnen, inhaftierte ehemalige KZ-Aufseherinnen – es ist eine Unterwelt à la Hieronymus Bosch, in welche die sensible junge Frau da hineingestoßen wird, körperlich und psychisch permanent angegriffen, mit Fäkalien traktiert und anderen Scheußlichkeiten ausgesetzt.

Paradoxerweise kommt ihr jedoch zugute, dass das SED-Regime politische Gefangene an die Bundesrepublik verkauft; die so eingenommenen West-Devisen sind sogar Bestandteil des DDR-Staatshaushaltes. Dank der Vermittlung u.a. des SPD-Politikers Herbert Wehner wird sie im Sommer 1968 für 100.000 DM freigekauft. In der Uniklinik in Gießen unterzieht sie sich aufgrund nicht endender Blutungen, die sie in der DDR-Haft aus Angst vor den dortigen Stasi-Ärzten verborgen hatte, einer sofortigen Operation. Danach erfährt Renate, dass sie niemals Kinder gebären wird.

Das toxische Erbe des SED-Staates – und wie es sich überwinden lässt

Auch deshalb wird sie Kinderärztin, erkämpft sich ihr Recht auf Glück. Die späterhin ebenfalls in den Westen übergesiedelten Eltern aber finden ihre eigene Mitte nicht mehr, auch das Verhältnis mit Renates inzwischen in Schweden lebenden Bruder bleibt gespannt. Und so frisst sich staatliche Repression auch noch danach in Privates hinein und vergiftet es. Renate Werwigk-Schneider ist jedoch seit 2003 nicht nur Kinderärztin im Ruhestand, sondern ab dieser Zeit auch als Zeitzeugin aktiv, vor allem in Schulen, um dort jüngeren Generationen zu vermitteln, wie entscheidend Freiheit ist, die ganz konkret damit beginnt, angstfrei aufwachsen zu können. Ihrem nun erschienenem, in unprätentiöser Alltagssprache geschriebenen Buch wären auch deshalb vor allem viele jüngere Leser und Leserinnen zu wünschen.